



„Die Waffe weg, oder — — —!“

Der nordische Paganini.

I. Ein Konzert in Bologna.

Ein junger Violinspieler, Norweger von Geburt, stand hilflos in Italien da, nachdem er sich vergeblich um eine Gelegenheit bemüht hatte, um sein Talent an den Tag zu legen. Er mußte Unterricht zu 1 Lire (75 Pf.) pro Stunde geben, und da er bis dahin nur zwei Stunden wöchentlich zu ertheilen hatte, war er in des Wortes eigentlicher Bedeutung dem Verhungern nahe. Der junge Mann ging durch das Florentiner Thor nach seiner dürftigen Wohnung; es war finster geworden, ohne daß er irgend Etwas zu essen bekommen hatte. Er öffnete die Schublade an dem dreibeinigen Tisch, um zu sehen, ob er dort nicht in einer Ecke ein trockenes Stück Brot finden werde; allein er vermochte keins zu entdecken; nur einige wenige Krümchen erinnerten an bessere Tage. Er sammelte sie sorgfältig und steckte sie feuszend in den Mund. Darauf nahm er seine alte Geige, setzte sich aufs Sopha und begann wunderbare, wilde und barocke Töne hervorzuzubern, in welchen er seinen ganzen Kummer ausdrückte. So pfliegte er jeden Abend zu spielen und die ganze Nachbarschaft lauschte diesen eigenthümlichen Phantasien.

Ja, oft versammelten sich Leute unten auf der Straße, gebannt von der Zauberkraft der Töne, und sie fragten einander, wer der merkwürdige Künstler sei, der so zu spielen verstehe. Aber da es Niemandem einfiel, daran zu denken, ob der Meister auch Brot zu Hause hatte, konnte ihm die Bewunderung wenig helfen! — Wie schon oft, sättigte er sich auch diesmal nur mit den Tönen seines Instrumentes, und nachdem er eine Weile phantasiert hatte, sank er ermattet aufs Bett und versiel in tiefen Schlaf. Plötzlich erwachte er: drei Männer waren in sein Zimmer getreten.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagte einer von ihnen, welcher der Anführer zu sein schien, „entschuldigen Sie, daß wir Ihren Schlaf stören; nur die äußerste Noth hat uns gezwungen, bei Ihnen einzudringen. Würden Sie nicht sofort bereit sein, einige Nummern im Konzerte der Philharmonischen Akademie zu spielen?“

Der hungrige junge Mann, der kaum seine Gedanken zu sammeln vermochte, starrte die Fremden mit einem Ausdruck an, als wären sie Engel, vom Himmel herabgesandt, um ihm Gelegenheit zu geben, sich einige Lire zu verdienen.

„Ich soll noch heute Abend in einem Konzerte spielen?“ brach er erstaunt aus, „wo Madame Malibran und Veriot . . .“

„Ja, das ist gerade der Knoten,“ fuhr der Andere eifrig fort. „Die Beiden haben sich zurückgezogen; Veriot fühlt sich beleidigt und will nicht spielen, und Madame Malibran meldete sich krank und kann nicht singen; auf diese Weise wird das ganze Konzerte unmöglich. Nachdem wir lange Zeit in der Stadt hin- und hergerannt sind, fiel es uns ein, daß Madame Colbran-Rossini sich in der Stadt aufhält. Wir eilten zu ihr und überredeten sie, die Nummern zu singen, welche die Malibran hatte anzeigen lassen. Aber woher sollten wir einen Violinspieler nehmen? Auch da wußte Madame Rossini Rath. Sie erzählte uns, daß im Hause ihr gegenüber ein junger Mann wohne, der die Violine so spiele, wie sie noch nie etwas Ähnliches gehört habe. „Wenn er nur den Muth hat, öffentlich aufzutreten,“ fügte sie hinzu, „so übernehme ich die Verantwortung für den Erfolg.“ — Deshalb sind wir zu Ihnen gekommen und ersuchen Sie, uns den großen Dienst zu erweisen, in dem heutigen Konzerte aufzutreten. Wir bieten Ihnen dasselbe Honorar, das wir der Malibran und dem Veriot versprochen haben: die Hälfte der Netto-Einnahme — und das wird sicherlich eine recht hübsche Summe werden. Und jetzt, mein Herr, wollen Sie auf unsere Bedingungen eingehen, so bitten wir Sie, sich zu beeilen; wir haben jetzt keinen Augenblick mehr zu verlieren, denn das Konzerte hat bereits begonnen.“

Der junge Geiger griff nach seiner Violine und folgte den Unbekannten gleichsam wie im Traume. Es waren die Direktoren der genannten Akademie.

Im Théâtre grand war das Haus voll besetzt. Das Konzert hatte schon längst begonnen; Signora Rossini war aufgetreten und mit stürmischem Beifall empfangen worden, weil sie eine eminente Künstlerin und zugleich eine Tochter Bologna's war. Auf ihre Arie sollte ein Violinsolo folgen, welches den ersten Theil des Konzertes zu schließen bestimmt war. Da — gerade in dem Augenblicke, als das Haus vom Beifallssturm erschüttert wurde, mit dem man Signora Rossini für ihren Gesang belohnte — kamen die Direktoren mit dem unbekanntem Geiger an, der sofort auf die Bühne geführt wurde. Da stand er nun, außer Stande, seine Gedanken richtig zu sammeln, ungewiß ob er wache oder träume. Das zahlreiche Publikum, der strahlende Lichtschein, die fremdartige Umgebung betäubte ihn gänzlich. Allein der Künstler war gewohnt, Alles was er fühlte, auf seine Geige zu übertragen, und deshalb begannen die überwältigenden Gefühle, welche in diesem Augenblicke auf ihn einströmten, sich in Tönen Luft zu machen. Er bemerkte nicht, daß das Publikum, statt ihn mit Wohlwollen zu empfangen, zu zischen begonnen hatte, als man die traurige Gestalt in den ärmlichen Kleidern gewahrte. Er glaubte, sich in einem Feenpalast zu befinden, vor dessen Gebieten er jetzt den Schmerz, der seine Seele erfüllte, auszudrücken wagte. Daher entströmte seinem Bogen ein Meer von Tönen des Schmerzes, wie dergleichen bisher vielleicht kein Instrument hatte erklingen lassen. Bald klagten die Saiten in Elegien des Kummers, bald gab sich der Schmerz in schneidenden Tönen kund, bald hörte man die drohende, scharfe und kalte Verzweiflung der Hüßlosigkeit.

Die Zuhörer saßen wie von einer übernatürlichen Macht bezaubert da und wagten kaum zu athmen. Sie fühlten sich von der ängstlichen und qualvollen Stimmung ergriffen, welche den Kunstgenuß zu einem wahrhaft peinigenden Gefühl verwandelte. Aber schließlich löste sich der wahnsinnige Schmerz des Spielers auf und ging in stille Wehmuth über, welche die Herzen gleich einem erquickenden Thau belebte. Der Künstler hatte kaum geendet, als ein wahrhafter Orkan von Beifallsrufen ihn unterbrach, der nicht enden wollte. Der Direktor ließ den Vorhang fallen; der Künstler wankte hinaus und sank in die Arme Derjenigen, welche herbeigeilt waren, um ihn zu beglückwünschen.

„Vrot!“ war das einzige Wort, das seinen blassen Lippen entströmte, und während man den ermatteten Künstler in ein Nebenzimmer führte, um

ihm dort Essen und Trinken zu geben, erzitterte das Haus noch unter dem gewaltigen Beifallsjubel der Zuhörer.

Während des zweiten Theils des Konzerts hatte sich der Künstler so weit erholt, daß er wenigstens seine Selbstbeherrschung wiederverlangte. Der ungewohnte Genuß einer guten Mahlzeit, dessen er lange hatte entbehren müssen, die Wärme, welche ihn durchströmte, seitdem er den feurigen Wein gekostet hatte, wirkten wohlthätig und belebend auf die erschlassenden Nerven. Er fühlte sich wohler.

Endlich näherte sich der Schluß der Konzerts, welcher wieder aus einem Violinsolo bestehen sollte. Die Direktoren beriethen sich in der Gegenwart des Künstlers, ob man es wagen dürfe, ihn wieder aufzutreten zu lassen. Aber entschlossen trat er vor: „Ja, ich werde spielen, ich muß spielen!“ und eilte zum zweiten Mal auf den Schauplatz seines Triumphes. Auch jetzt verstand er nicht den unendlichen Jubel, der ihm entgegenbrauste. Er ergriff den Bogen und sprach wieder zum Auditorium, aber diesmal mit ganz anderen Tönen als vorhin. In sichten lyrischen, jubelnden Tönen erzählte er aus den Erinnerungen seiner Jugend. Er zauberte den Frieden seines Heims, umweht von den frischen Luftströmungen aus dem hohen Norden, hervor. Er jubelte darüber, daß er das Ziel seines Lebens gefunden, er äußerte seine Dankbarkeit dafür, daß man sein Streben anerkannt habe. Und alles dies malte er in den unwiderstehlichsten Tönen, welche einem Bogen je entströmten. Es ahnte ihm, daß der Stern seiner Zukunft mit diesem Abend aufgegangen sei, und er sprach es jubelnd aus.

Zum zweiten Male mußte der Vorhang fallen, um ihn von einem Publikum zu trennen, das vor Entzücken außer sich war, und wieder hörte er nichts von dem grenzenlosen Jubel. — Denn er war noch einmal bewußtlos niedergesunken, doch diesmal nicht vor Ermattung, sondern aus Freude über seinen Triumph. Ein tiefer, wohlthätiger Schlaf umfing ihn.

Am nächsten Tage sprach man in Bologna von nichts Anderem als von dem wunderbaren Talent des jungen Künstlers. Die Direktoren der Akademie erschienen in seiner Wohnung mit dem bedeutenden Honorar, das sie ihm versprochen hatten. Die vornehmsten Kunstkenner der Stadt boten ihm ihre Dienste an, und da er aus seiner traurigen Lage kein Hehl machte, wurde sofort ein neues Konzert für ihn arrangirt.

Seit der Zeit hat der Künstler überall Konzerte veranstaltet, und überall hat Ole Bull Bewunderer gefunden. Sein Name ist jetzt auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans gleichmäßig bekannt; — aber ein ähnliches Konzert, wie jenes in Bologna, hat er nie wieder gegeben.

2. Nur eine alte Geige.

Es war zur Zeit, als in Paris die Cholera wüthete und Schrecken alle Einwohner ergriff. In jenen Tagen klopfte es eines Abends an der Thüre eines Hauses in der Straße St. Martyr, an welcher geschrieben stand, daß hier ein Zimmer zu vermiethen sei. Die Besizerin der Wohnung war eine alte Dame, die erst vor wenigen Tagen ihren einzigen Sohn, die Stütze ihres Alters, verloren hatte.

Als die Wittve die Thür öffnete, stand vor derselben ein junger Mann von etwa 20 Jahren.

„Madame,“ sprach er, „nehmen Sie es nicht übel, daß ich Sie aus der Ruhe störe. Aber ich las, daß hier ein Zimmer zu vermiethen sei, und da ich eins suche, so wollte ich mir es einmal ansehen.“

„Ich bitte einzutreten,“ antwortete die Frau; „hier rechts ist das Cabinet; es hat einen separaten Eingang, ist heizbar und gut möblirt. Die Miete beträgt für das Vierteljahr 30 Francs, ist aber zur Hälfte im Voraus zu entrichten. Wenn Ihnen diese Bedingung genehm ist, steht Ihnen das Zimmer zu Diensten und Sie können es gleich beziehen.“

Während die Frau diese Worte sprach, fixirte sie den Fremden scharf. Da fiel es ihr auf, daß der junge Mann eine auffallende Ähnlichkeit mit ihrem verstorbenen Sohne habe. Dieser Umstand erregte ihre Sympathie und sie ergänzte deshalb ihre Ansprache, indem sie bemerkte:

„Sollte Ihnen der Miethzins zu hoch erscheinen, dann bin ich auch bereit, ein Geringes nachzulassen.“

„Madame,“ entgegnete der Fremde, „ich bin mit dem Zimmer und mit der Forderung ganz zufrieden, allein ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich in diesem Augenblicke aller Mittel entblößt bin. Ich komme aus meiner Vaterstadt Bergen in Norwegen, wohnte in den letzten acht Tagen meines Hierseins im Hôtel Grenoble und wurde gestern, als ich nach Hause kam, mit Schrecken gewahr, daß man mich gänzlich ausgeplündert hatte. Man hat mir Alles genommen, mein Geld, meine Kleider, nur eine alte Geige ließen die Diebe ruhig an der Wand hängen; vielleicht ahnten sie, daß ich mir mit diesem Instrumente mein Brot verdiene. Wollen Sie mich nun so aufnehmen, wie ich bin, so werde ich Ihnen sehr dankbar sein. Sie sollen nichts verlieren, gute Frau; in acht Tagen hoffe ich mein erstes Konzert zu geben und dabei so viel einzunehmen, um Ihnen nicht allein die halbe, sondern vielleicht die ganze Miete voraus bezahlen zu können.“

„Nun wohlan, es sei,“ sagte die Wittve in gutherzigem Tone; „Sie gefallen mir, haben ein ehrliches Gesicht und werden eine arme Frau nicht

übervortheilen wollen. Nehmen Sie das Zimmer und zahlen Sie, sobald Sie können, aber Eines rathe ich Ihnen als erfahrene Frau, als geborene Pariserin: lassen Sie den Plan mit dem Konzert fallen und sehen Sie sich lieber nach einer ordentlichen Stellung um. Wer nicht großer Künstler ist, kann in Paris durch Konzerte kein Geld verdienen — lassen Sie sich lieber bei einem Orchester engagiren. Mein Vetter ist Musikus, ich werde ihn bitten, daß er Ihnen zu einem Posten verhilft.“

Ich danke Ihnen, liebe Frau, für Ihren guten Willen; ich weiß das Alles recht gut, wie schwer es ist, hier emporkommen, aber lassen Sie mich nur einmal spielen, die Pariser werden schon zufrieden mit mir sein. Ich bin fest überzeugt, daß ich so viel Geld verdienen werde, um Ihnen Ihre Freundschaft reichlich belohnen zu können. Sehen Sie, Madame, ich habe in meiner Vaterstadt das große Orchester dirigirt, mein Name ist der Musikwelt nicht fremd, wenn mich Paris auch noch nicht kennt. Aber es wird mich schon noch kennen lernen. Lassen Sie mich nur warm in Paris werden und bald sollen Sie von mir hören.“

Erstaunt betrachtete die Wittve den jungen Mann, ohne seine Rede vollkommen begreifen zu können. Dieser machte es sich bequem und nahm ohne Anstand Besitz von dem niedlichen Zimmer. Mehrere Monate blieb er in dem Hause der Frau, die ihn wie ihren Sohn behandelt, aber noch immer kam es nicht zu dem vielverheißenden Konzert. Der Fremde hatte mit allerlei Hänken zu kämpfen, die seine Pläne erschwerten. Mittlerweile empfing er aus seiner Heimat Geld, er konnte sich nun Sachen anschaffen und seiner Wirthin die Mische auch ohne Konzerteerträgniß bezahlen.

Drei Monate waren verflossen, da begegnete der junge Künstler eines Morgens auf dem Boulevard einem vornehmen Herrn, den er vor einigen Jahren in Münden gesehen, und zwar in einem Armentkonzerte, in welchem er so außerordentliche Sensation erregt hatte. Betroffen blieb er stehen und auch der vornehme Mann fixirte ihn. Er hatte ihn erkannt. Beide begrüßten sich und während der Erstere dem Künstler Lob spendete, erzählte dieser mit voller Unbefangenheit sein Mißgeschick in Paris und wie man ihm das Zustandekommen eines großen Konzerts erschwere.

„Dem soll abgeholfen werden; kommen Sie mit mir, ich werde Sie meinem Freunde, dem Bankier S. vorstellen, der ein großer Kunstfreund ist. Mit seiner Unterstützung werden Sie in kurzer Frist ein Konzert geben, das Ihre Erwartungen übertreffen soll. Verlassen Sie sich auf mich.“

Ueberglücklich ging der junge Künstler mit seinem Gönner zu dem Bankier, der den eingeführten Gast mit allen Auszeichnungen eines fein

gebildeten Franzosen empfang und ohne Aufforderung das Arrangement des Konzerts übernahm.

Acht Tage später las man an allen Ecken von Paris in riesengroßen Lettern das Konzert des Violinvirtuosen Ole Bull angekündigt. Der Künstler feierte einen Triumph, der selbst seine kühnsten Erwartungen übertraf. Als er nach dem Konzert nach Hause fuhr und sein Kabinet betrat, fiel er schluchzend vor Freude seiner Wirthin um den Hals und händigte ihr, trotz des Widerstrebens, zwölf blanke Goldstücke ein.

Nun war sein Verbleiben nicht mehr in den abgelegenen Quartier, er mußte die Wohnung des Bantier S. theilen, die Thüren der Paläste öffneten sich für den großen, jetzt gefeierten Künstler, die Journale priesen seine Kunst und die Kaufleute schmückten ihre Waaren mit dem Namen Ole Bull. In Zeit von drei Wochen gab der Künstler acht glänzende Konzerte. Als er Paris verließ, hatte er eine große Summe Geld erworben und war der Mann des Tages geworden. Sein letzter Gang vor seinem Abschied aus der Hauptstadt Frankreichs war zu jener braven Wittwe, der er eine gefüllte Börse einhändigte, damit sie ihre alten Tage sorgenlos zubringen könne.

Die alte Geige, auf welcher er so glänzende Triumphe in Paris erlebt hatte, kam nie mehr aus den Händen des Künstlers.

5. Der Geiger von Nashville.

Mitte der sechziger Jahre dampfte ein elegantes amerikanisches Fahrzeug den Mississippi hinab. Es war zwischen Indianapolis und der Mündung des Ohio. Die Strahlen der Sonne brannten, trotzdem der Tag zur Küste ging, mit sengender Glut auf die den unteren Salon umziehende Galerie, auf der man sich nur hie und da einen der Passagiere bewegen sah. Unter diesen vereinzelten Wanderern fiel dem Beschauer eine Gestalt auf, die in eigenthümlicher Weise gegen ihre Umgebung abstach; es mochte ein Mann in der Mitte der fünfziger Jahre sein, dessen wettergebräunte Züge von langen Fahrten in beiden Hemisphären zu erzählen schienen, während sein lebhaftes Auge bald die Glut des Südens wieder spiegelte, bald im milden nordischen Glanze strahlte. Man wußte nicht, halte man eine Künstlernatur vor sich oder einen jener landfahrenden Gesellen, den Erwerbslust oder Forschertrieb ohne Ruh und Rast von Kontinent zu Kontinent, von Zone zu Zone drängt: in so eigenthümlicher Weise paarten sich in dem Wesen des Fremdlings Kraft und Milde.

Allmählich verließen die wenigen Reisenden, die sich draußen befanden,

die Galerie. Auch der Fremdling zog sich zurück und betrat einen der mit glänzendem Luzus, wenn auch nach europäischen Begriffen nicht eben geschmackvoll ausgestatteten Pesejalons. Tiefes Schweigen, wie es in derartigen Räumen üblich zu sein pflegt, herrschte ringsum, doch wurde die Stille zuweilen durch halbunterdrückte Ausrufe unterbrochen, die dem Fremdling zu der gemessenen Ruhe des Reading-room nicht zu stimmen schienen. Er erhob sein Auge und blickte nach der Richtung hin, von woher die eigenthümlichen Laute kamen. Am oberen, bereits vom Lampenlicht erleuchteten Ende des Gemaches gewahrte er eine Gruppe Neugieriger, die einen Tisch umstanden, an welchem offenbar Karte gespielt wurde. Der Fremde erhob sich und trat der spielenden Gesellschaft näher. An dem Tische saßen vier Personen; nur zwei derselben waren an dem Spiele betheilig, während die anderen dasselbe gleichsam zu überwachen schienen. Der eine der Spieler war ein finsterner, härtiger Geselle, dessen Blicke während des Kartenspiels mit unheimlicher Ehen von einem zu dem anderen der Umstehenden schweifte. Der zweite war ein junger Mann mit bleichen Gesichtszügen, dessen ganzes Wesen etwas Gewinnendes an sich hatte. Man spielte ein in America viel verbreitetes Hazardspiel, das, in seiner Weise kindlich einfach, durch das rapide Steigern der Einsätze in der Regel nach kurzem Verlaufe einen wahrhaft diabolischen Charakter annimmt. Aus dem verdeckten Spiele zieht jede der betheiligten Personen eine Karte, dann wird pointirt, die Karten werden umgeschlagen und die höchste gewinnt den Einsatz. Unsere beiden Gestalten waren eifrig bei der Sache, als der Fremde sich dem Tische näherte; kaum hatte sein Blick die Spieler gestreift, als er stutzte — das Gesicht des bleichen jungen Mannes kam ihm bekannt vor; war es nicht der Sohn seines Freundes aus Boston, den er noch vor wenigen Wochen in der Havanna gesehen? Während in dem Fremden so Erinnerung und Wirklichkeit mit einander rangen, nahm das Spiel von Sekunde zu Sekunde einen ernstern Charakter an, obwol die Spieler äußerlich in unbeweglicher Ruhe verharrten.

„Wie hoch?“ fragt der Spieler mit dem unheimlichen Blicke.

„100 Dollars, Jim.“

„Well, Georgy,“ antwortet der mit „Jim“ Angeredete.

Die Karte Jim's zeigt den König, Georgy hat die Dame gezogen. Die Karten fliegen von Neuem auf den Tisch.

„200, Jim?“ —

„Well, 200.“ Wiederum hat Georgy verloren. Aber er ist eben so gut vorgesehen wie sein Gegenpart. Bei Beiden liegen Tausende von Dollars in Banknoten auf dem Tische und je ein wohlgefülltes Portefeuille birgt die Reserve.

„300, Fremd!“
 „Angenommen!“ Ruhig spielen sie aus, Georgy verliert Schlag auf Schlag. Die Gesichter bleiben unbeweglich.
 „600?“ — „Well!“ — „1200?“ — „Well Sir!“ — 2000?“
 — „Well, well!“

Die Zuschauer folgen mit Spannung dem Fortgange des Spieles; der Fremde scheint unterdeß mit seinen Erinnerungen ins Klare gekommen zu sein, seine Züge verrathen Energie und Entschlossenheit, sein Blick haftet wie festgebannt auf den Spielern, die ruhig, als ob es sich um Cents handelte, Goldstücke und Banknoten hinüber und herüber schieben.

„4000?“ sagt jetzt Georgy, eine neue Karte ziehend, nachdem auch die vorhergehenden 2000 Dollars in das Portefeuille seines Gegners gewandert sind.

„Well, Fremd!“ lautet die kurze Antwort.

Schnell folgen die nächsten Schläge. — 8000? — 10,000? — 20,000? Endlich stimmt Jim mit einem Tone, der trotz aller Anstrengung die Erregung nicht zu verbergen vermochte, hervor: „50,000! — Nimmst Du an?“ Ohne Zögern folgt das stereotype „Well“ und 100,000 Dollars liegen auf der Mitte des Tisches. Georgy zieht seine Karte. Jim folgt. Die Stille im Zimmer steigert sich auf einen peinlichen Grad, sofern überhaupt in den letzten Minuten eine Steigerung noch möglich ist; das Auge des Fremden folgt mit ruhiger Entschlossenheit der kleinsten Bewegung der beiden Spieler. Jim deckt seine Karte auf — es ist Pique-Neun. Georgy folgt — er hat Coeur-As! Er hat das verzweifelte Spiel gewonnen. Ruhig greift er nach dem Gelde, als Jim sich plötzlich wie eine giftige Natter gegen ihn wendet:

„Ruhig, Freundchen, von diesem Geld wirst Du keinen Cent berühren!“ — und in der hoherhobenen Rechten des verschmitzten Ganners funkelt ein bligender Dolsch.

„Und ich werd' es doch nehmen,“ entgegnet gelassen Georgy, und ehe Jim sich's versah, hatte sich in der Hand seines Mitspielers ein Revolver auf seine Stirn gerichtet, der, Tod und Verderben drohend, auch der leisesten seiner Bewegungen folgte. Wie eine Pantherkage duckt sich mit krampfhaft verzerrten Gesichtszügen der überlistete Jim einen Augenblick nieder, dann folgte eine blischnelle Bewegung — und Georgy wäre trotz seiner Waffe verloren gewesen, wenn der Fremde, der dem ganzen Vorgange mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt, nicht im entscheidenden Moment mit herkulischer Kraft das Handgelenk des Ganners erfaßt und denselben zu Boden gedrückt hätte. Ein täuschlicher Seitenblick aus den grauen Augen Jim's fällt auf die

Gestalt des Fremden, und aus seiner gepressten Kehle entringen sich, wie das Röcheln eines Sterbenden, die Worte: „Der Geiger von Nashville—!“

„Ja wol, Schurke, es ist der Geiger und er wird Dir ein Liebklein aufspielen — Dein eigenes Spiel gefällt ihm nicht recht. Die Waffe weg, oder — — —!“

Georgy erkennt jetzt den Freund seines Vaters; das Gesicht mit Purröthe bedeckt, übergiebt er freiwillig seine Waffe, während der Hand Jim's der Dolch wie mechanisch entkleidet.

„Jetzt, Bursche, folgt mir auf Deck; die übrigen Herren ersuche ich, uns allein zu lassen!“ Ohne ein Wort zu erwiedern, folgen ihm Beide. Er bracht sie zur Kajüte des Kapitäns.

„Freund,“ sagte er zu diesem, „Ihr führt Kontrebande an Bord, Ganner und Falschspieler, oder — so fügte er mit einem Seitenblick auf Jim hinzu — solche, die im Begriffe stehen, es zu werden. Jetzt gebt Acht, Ihr kennt meine Person, darum folgt meinen Worten, damit ich nicht annehmen muß, Ihr billiget das Treiben an Bord, und ich nicht genöthigt werde, an maßgebender Stelle Mittheilung von dem Vorgefallenen zu machen. Dieser hier — auf Georgy zeigend — ist an der nächsten Station an Land und unter Aufsicht nach New-York zu schaffen. Ihr sorgt dafür, daß er von dort binnen zwei Tagen in Boston ankommt und seinem Vater übergeben wird. Was jenen ehrenwerthen Herrn anbelangt, so setzt ihn an der ersten besten Stelle ans Land und überlaßt ihn dem Zufall. Seinem Schicksal kann er doch nicht entgehen. Ich mag nicht Schuld daran sein, daß er der Polizei in die Hände fällt, und will auch den Skandal vermeiden, den die Nennung seines Namens mit dem seines leichtsinnigen Opfers zugleich hervorrufen würde.“

Der Kapitän, der mit dem ersten Blicke die Sachlage überschaut hatte, ließ Alles genau nach Angabe des sonderbaren Fremdling's ausführen. Jim wurde am nächsten geeigneten Halteplage ans Land gesetzt und Georgy in Begleitung einer vertrauten Person der Schiffsmannschaft zu seinem Vater nach Boston gebracht, nachdem ihm vorher derjenige Betrag aus der Brief-tasche seines Mitspielers ausgehändigt worden war, den er nach seiner Angabe bei Anfang des Spieles besessen hatte.

Wer aber — wird der Leser fragen — war jener „Geiger von Nashville“, der wunderbare Mann, dessen Worte wie mit magischer Gewalt Alles sich fügen mußte? Der „Geiger von Nashville“ war niemand Anderes als Ole Bill, der nordische Künstler, der einige Wochen vor dem erzählten Vorfalle in Nashville in einem Konzert aufgetreten war, wo Jim ihn gesehen hatte.